

Hinter dem Vorhang geschieht die Verwandlung

Ein Kind fällt vom Motorrad und wird zum Inbild der Gefallenen. Davon erzählt Melinda Nadj Abonji in einem poetischen Roman

PHILIPP THEISOHN

Nur wenige Bücher tragen zum Zeitpunkt ihres Erscheinens eine grössere Hypothek mit sich als Melinda Nadj Abonjis «Schildkrötensoldat». Immerhin handelt es sich um den Nachfolger des sowohl mit dem Deutschen als auch mit dem Schweizer Buchpreis prämierten «Tauben fliegen auf» (2010), das mittlerweile zu einem kanonischen Titel der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur avanciert ist.

Vor allem aber hat man es beim «Schildkrötensoldat» mit einem Text zu tun, dem die Gunst der Stunde, das Überraschungsmoment fehlen muss, denn: Er war schon einmal da. Im Mai 2014 war es, da tauchte er bereits in anderer Gestalt für einen kurzen Moment auf dem Theater Basel auf, um als bald wieder in der Versenkung zu verschwinden. Erwiesen hatte sich der Verfasserin – wie sie selbst einräumte –, dass ihr Stoff nicht für die Bühne geeignet war, sondern eine Erzählung bleiben musste.

Gegen alle Erwartungen

Nimmt man es genau, so verdankt sich der nun vorliegende Roman – als solcher weist ihn der Verlag zumindest aus – einer Rückzugsbewegung. Die Erzählung um Zoltán Kertész, der als Kind vom Motorrad fällt, von seinem Meister endgültig in die Debität geprügel und von seinen Eltern schliesslich zur Jugoslawischen Volksarmee geschickt wird – diese Erzählung wird jetzt hinter die Kulisse zurückgeholt. Den Regeln des Schauspiels, dem Zwang zur Repräsentation bleibt sie fremd; die tragische Schürzung, die Wendung der Historie hin zur Katastrophe gehen an ihr vorbei.

Natürlich ahnt Zoltán, was da kommen wird, im Herbst 1991 in Vukovar, und fast hätte es ihn auch dorthin verschlagen. Doch Schildkrötensoldaten sterben eben nicht auf dem Schlachtfeld, sondern in ihren Häusern, in diesem Fall infolge eines epileptischen Anfalls. Mit anderen Worten: Der Text verweigert sich der europäischen Zeitgeschichte. Er steht ganz bewusst vor ihr zurück und unterläuft damit zunächst einmal eine Vielzahl an Erwartungen. Zuvorderst natürlich die Erwartung derjenigen, die sich einen grossen «Balkan»-Roman erhofft hatten, nicht zuletzt aber auch die Erwartung derer, die in Zoltán Kertész das Potenzial zu einem Kriegsnarren,



Die Balkankriege werfen gespenstische Schatten in Melinda Nadj Abonjis Roman «Schildkrötensoldat».

DANILO KRSTANOVIC / REUTERS

einem Simplicius oder einem Oskar Matzerath erkennen und dieses ungeutzt verdämmern sehen.

Damit ist die angesprochene Hypothek des «Schildkrötensoldaten» nun detailliert benannt: weder Drama noch Panorama, stattdessen ist es ein Text, der sich selbst hinterherläuft. Eigentlich eine hoffnungslose Ausgangslage. Erst jedoch wenn man sie sich vor Augen geführt hat, beginnt man, diese Erzählung in der ihr eigenen Grösse zu verstehen.

Angetrieben wird sie nämlich gerade vom Verlangen, den monumentalen Denkbau menschlicher Selbstentwürfe etwas Kleines, jedoch Substanzi-

les entgegenzustellen. Das «Schicksal», nach dem es im Haus von Zoltáns Familie riecht, soll aus diesem Leben ausgetrieben werden; es verträgt weder mythische Überhöhungen noch religiöse Verklärungen. Blieben auf dem Theater noch Zweifel, inwiefern man es hier mit einer Märtyrerfigur, einem symbolischen Sohnesopfer zu tun hat, so kommt dem Schildkrötensoldaten in der Erzählung nun seine in Zürich lebende Cousine Anna zu Hilfe.

Vier Monate nach Zoltáns Tod begibt sie sich auf Spurensuche in der Vergangenheit, bereist Serbien, besucht die Familie und das Grab des Toten. Damit aber fällt nun ein durch den wohllosier-

ten Konsum von Xanax sedierter Blick auf Zoltáns Leben. Anna löscht jedes Pathos, das diesen Menschen aufzählen könnte: Für die traumhaften Monologe dieses Menschen gibt es keine übergeordneten Deutungsangebote. Vom «Kreuzweg Christi», der direkt an seinem Grab vorbeiführt, weiss er nichts. Zoltán, obgleich gezeichnet von der «göttlichen Krankheit», ist weder Opfer noch Heiliger.

Aber er ist «der König aller Kreuzworträtsel» – und damit Grossmeister der Kunst, die Dinge und Begriffe wieder in ihre Bestandteile aufzulösen. Ist die Welt erst einmal wieder in Lettern zerfallen, dann verliert sie ihren Schre-

cken, lässt sie sich im wahrsten Sinne des Wortes verdauen. Konsequent setzt der Roman an die Stelle des Brotes, das seinem Protagonisten mitsamt einer Bäckerkarriere vorenthalten bleibt, die Schrift. Als selbsterklärter «Buchstaben-Fresser» vertilgt Zoltán die ihn umgebende Wirklichkeit, die grossen Worte, die Machtworte, insbesondere aber auch die «schlimmen Worte», die Demütigungen, die man «doch ganz bestimmt auch aufheben muss».

Die Stigmata, die menschliche Ordnung, Staat, Gott und Eltern: All das zerfällt in seinem Mund. Noch im Grab wird Anna ihn mit Schrift füttern, «zusehen, wie die Buchstaben einsickern» und sich das Geschriebene in «ein Rinnsal Sinn» verwandelt. Die Zeichen verschwinden in der Erde – und zum Vorschein kommt die Welt, die unter ihnen begraben war: die Welt derjenigen, die stets mit Sprache zugeschnitten, kategorisiert und vom «Papier verschluckt» werden, die Welt derjenigen ohne Zeichengewalt, der Tiere und der Pflanzen, auch derjenigen, die nicht verstehen, was eine Metapher ist und wie sie funktioniert. Zoltáns Welt.

Aus der Verborgenheit

Im Gestus der radikalen Selbstausslöschung erweist sich Nadj Abonjis «Schildkrötensoldat» als eine fulminante Verteidigung der Literatur. Nur die Literatur vermag es, das zu zeigen, was im Verborgenen bleiben soll, und das zu verbergen, was immer sichtbar ist. Sie vermag sich sogar selbst zum Verschwinden zu bringen und sich dabei zugleich zuzusehen. Wie Zoltán Kertész, der, wenn er das «Schlafenflattern» bekommt, sein «Ich bin ich ohne Zoli» stammelt, so gerät auch dieser Text bisweilen ausser sich.

Er bemerkt, welche Projektionen auf ihm lasten, was man aus ihm machen will, dass man ihm Gewalt antun, ihn mit einem Genre, einem ethnischen Klischee oder mit einer Bühnenfigur verwechseln könnte. Jede Rolle, die man ihm zuweist, diffamiert ihn, macht ihn kleiner. Genau deswegen musste der «Schildkrötensoldat» auch wieder hinter den Vorhang zurückkriechen. Erst jetzt, da er selbst nicht mehr zu sehen ist, kann er seine ganze Macht entfalten.

Melinda Nadj Abonji: Schildkrötensoldat. Roman. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2017. 173 S., Fr. 28.90.

Der Bartforscher trifft auf einen Selbstmörder

Ein Mann bricht aus seinem Leben aus und findet sich, indem er sich verliert. Marion Poschmann hat einen knisternd-klugen Roman geschrieben

PAUL JANDL

Wenn sich Europa im grellen Licht der Aufklärung sonnt, dann kann es anderswo gern ein paar Grad dunkler sein. Der japanische Schriftsteller Tanizaki Jun'ichirō hat deshalb vor fast hundert Jahren ein «Lob des Schattens» verfasst, einen Gross-Essay über die Segnungen des Zwilichts, die man natürlich auch auf schönste Weise metaphorisch nehmen kann: Man muss nicht alles gleich erkennen.

Marion Poschmanns faszinierender und nach Japan führender neuer Roman, «Die Kieferninseln», ist auch so ein Lob des Schattens. Ein literarisches Wunderwerk, in dem die Hintergründe sanft zu leuchten beginnen und das überstrahlen, was wir nach alter Gewohnheit für wichtig halten würden. Hintergründig ist auch der grosse Witz des Romans, der zu den Favoriten für den Deutschen Buchpreis zählt.

Doppeltes Ungemach

Marion Poschmanns Sprache beherrscht das lyrische Helldunkel meisterhaft, und auch die Geschichte des Romans ist ziemlich schillernd. Gilbert Silvester

lehrt als Privatdozent an einer kleinen deutschen Universität. Die Karriere hängt an trauriger Drittmittelfinanzierung, und er kann froh sein, dass sein Forschungsprojekt zur Kulturgeschichte des Bartes von illustren Institutionen gesponsert wird: «von der nordrhein-westfälischen Filmindustrie sowie zu kleineren Teilen von einer feministischen Organisation in Düsseldorf und der jüdischen Gemeinde der Stadt Köln». Zu allem beruflichen Ungemach kommt eines Nachts auch noch das private. Seine Frau Mathilde, eine «Koryphäe der Fachdidaktik» und erfolgreich in der Lehrerausbildung tätig, betrügt ihn. Das offenbart ihm zumindest ein Traum.

Ein Flugticket nach Tokio

Gilbert Silvester beschliesst, jenen Umkehrschwung in der Mitte des Lebens zu machen, der dem Roman, wie nicht selten in der Literatur, seine zentri-fugale Ordnung gibt. Gilbert bricht aus, kauft sich ein Flugticket nach Tokio und ist am Anfang dessen, was er später sein «Projekt der Abwendung» nennen wird. An einem Tokioter Bahnhof kann Gilbert einen japanischen Studenten der Petrochemie davon abhalten, Selbst-

mord zu begehen, indem er ihn auf die für einen Suizid unwürdige Umgebung aufmerksam macht.

Der junge Mann heisst Yosa Tamagotchi und wird zum Gefährten bei einer seltsamen Reise im Land der aufgehenden Sonne. Gilbert hat sich «Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland», das berühmte Buch des Dichters Bashō, besorgt. Yosa reist mit dem «Complete Manual of Suicide». Darin sind die idealen Selbstmordorte verzeichnet, und sie geben auch eine Art Route vor. Yosa Tamagotchi ist schweigsam und auch sonst eine Herausforderung für Gilbert. Er trägt einen schütterten, sich bald als falsch erweisenden Ziegenbart. Für Bartforscher Gilbert, der sich wissenschaftlich von der antiken und christlichen Ikonografie über Freud bis in die Gegenwart der Gesichtsbehaarung vorgearbeitet hat, ein Rätsel und ein Sakrileg.

Mit dem Zug und mit dem Bus geht es quer durch Japan. Ab und zu schreibt Gilbert an Mathilde, und während er der Welt verloren geht, kommt Yosa mit seinem Suizid nicht voran. Ganz grandios ist im Roman der Wald von Aokigahara beschrieben, der sogenannte Selbstmörderwald, in dessen Dickicht die Toten baumeln und der durchzogen ist von gel-

ben Plasticbändern. Die Gefahr, sich in ihm zu verirren, ist gross, und wer schon bei der Reise ins Jenseits nichts dem Zufall überlassen wollte, dem weist das Band den Weg zurück, wenn er es sich anders überlegt.

Auf kleinstem Raum – und der Roman hat nur 160 Seiten! – legt Marion Poschmann ihre mythologischen Fährten aus. Sie liefert eine Theorie des Haikus und von Bashō bis Silvester gleich eine Praxis dazu. Teezeremonien und das Kabuki-Theater kommen vor, und natürlich die seltenen Bäume, aus deren Holz die Bühnenböden gemacht sind, die nicht knarren: die Schwarzkiefern. In ihren knorrigen Formen sind sie wie vom Wind gekämmte Gedanken. Ein Inbegriff von Schönheit.

Rettende Fassungslosigkeit

Marion Poschmann hat mit ihren «Kieferninseln» einen knisternd-klugen Roman über die Rationalität geschrieben. Einen Roman, der auf sehr gelassene Art satirisch ist. Schon zu Beginn stellt Gilbert fest, dass die geträumte Untreue der Ehefrau «eine unmissverständliche Warnung des Unbewussten an ihn, das naive, ahnungslose Ich» ist. Wo das Un-

bewusste die Wahrnehmungsurteile des Alltags-Ich aufheben kann, dort bewegt man sich auf unsicherem Terrain. Und genau das ist es, was Marion Poschmann dann auch mit ihrem Helden macht: Sie schickt ihn los, damit er immer weiter aus dem Takt kommt. Gerade lobt Gilbert noch die europäische «Tradition der Sichtbarkeit, der Vorhandenheit, der Deutlichkeit», da steckt er schon im japanischen Küstendunst und in den Weisheitslehren des Shintoismus.

Der Inselstaat geht auf seine Art mit Intellektuellen wie ihm um. In der Samuraizeit jedenfalls wurden missliebige Geistesarbeiter auf abgelegene Inseln verbannt oder gezwungen, Seppuku auszuüben, eine besonders blutrünstige Form des rituellen Selbstmords. Gilbert Silvester überlebt sein Japan. Und als er nach langer Reise endlich auf den Kieferninseln von Matsushima steht, mit einem der schönsten Panoramen des Landes, sieht er, dass er nicht sieht. Alles ist Dunst. Aber noch nie war Gilbert Silvester, der Dozent aus Deutschland, sich selbst so fassbar wie hier.

Marion Poschmann: Die Kieferninseln. Roman. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2017. 168 S., Fr. 28.90.